

Fahrt durch die weiße Unabsehbarkeit der in
schwedischen Schneelandschaft, kaum ein paar menschen-
schwänze streifen, plötzlich in das Großstadtleben
eintaucht. Man muß sich erst orientieren, den
Schal aus den Sinnen reißen, um zu begreifen,
in welchem hier so gar nichts Artifizielles an-
zu den Straßen ein brullebendes Gerieche, wie
vor der auffallend milden Käse, die fast südlich,
schäre ist. Natur, Geschichte und moderne Zivilisa-
tion in der schwedischen Hauptstadt eine eigenartige
eingegangen. Die hohen Wolken im Himmel der
, mehr bänkerliche Tracht als vom Frost heraus-
t, und die fast bis zu den Knöcheln reichenden
ockers, der in kindhafter Farbenfreudigkeit leucht-
überdies der von Wärenerfieser, die zur Festezeit
Wärtern festgehalten werden und die Blumenläufer
die gehören nicht weniger zu Wesen und Art der
einematen Menschen wie die internationale Eleganz
digen Lebens oder wie die imposanten Wanders-
n jahrbundertalten europäischen Kultur. Und
von schwedisch räumt, die hügelig ansteigende Insel
stadt beherrschend, weithin sichtbar das breite
Wärterfieser eines König, der seine Untertanen
". anspricht und dessen wichtige Karantäre als
wieder man im Schaufenster eines Sportladens
n darf.

★
geistige Hintergrund dieser Stadt, die be-
nigen hat in der internationale Zu-
arbeit der Komponisten zu seinem
nationalen Musikfest eingeladen hatte, war für das
nis der schwedischen Werte, die im Verlauf dieser
zu Gehör kamen, ungemessen aufschlußreich. Die
situation des schwedischen Lebens, die im strengen
n an alten Sitten und Bräuchen das Schöne und
unde des Daselns mit offenem Sinn und wachen
wahrnimmt, spiegelt sich auch in der aller
ait abholden Kunst wieder. Daß sie wesentlich
hafte Wirkung gerichtet ist, nimmt nicht Wunder
n Lande, dessen bedeutendste schöpferische Künste-
n — ein Gang durchs Museum lehrt es —
s auf materiischem Gebiete liegen.
solche im ursprünglichen und kraftvollsten Sinne
gische Kunst ist die „Dala-Malardie“ für Orchester
in Kall fe n e u s. Aus der Kirchentonnengeläut und
Rhythmen der dalekarischen Volksmusik schöpft sie
Wesie und die febrnde Einbidnenheit des
cken. Den gleichen Ursprungsmoment hat die Hildung
ber g, der fortjchriftliche der aufgeführten
nen Komponisten. Im Vorpiel seiner Ballette-
ne „Das jüngste Gericht“ steigert er mit der
tät Strafwürdiger Mittel den Ausdruck zur

Die übrigen schwedischen Konwerterte waren in erster
Reihe die Eingeborenen der langhmischen Netz und
Sentiment bestimmt. Zur K a n g s t r ö m bindet sie
völlig in die klassizistische Form einer Partita für
und Orchester, der junge begabte Gunnar
n u e r l e beginnt sich in seinem zweiten Klavier-
n a m o l l aufzuheben mit einem romantizierenden,
materischen Umpiebel der Tonleiter, dafür L i n b ö
einen hümmlichen Gesang „Jungfrau Maria“
an und Orchester in zarte Harmonie.

Am Gewichtigen, zugleich mit der Dar-
stellung Problematischen auch am meisten den Ein-
einständs geöffnet, war Natanaels B e r g s
per „Judith“, über die wir bereits berichtet haben.
Pörschrittlichkeit in der schwedischen Presse sagt weniger
den Wert dieses ernsthaften, doch nicht von ganz-
and gewöhnlichen Wertes als über den in Stod-
schwendenden Kunstgeschmauk.

★
Musik des übrigen Europa, das auf diesem Fest
Musik mit weniger Wertes zu Worte kam, konnte
einfach ein repräsentatives Bild vermitteln. Inmer-
Deutschland mit Hans P l i h n e r (Sinfonie) und
B e r n e i c e t („Spiel oder Ernst“) nicht nur durch
die besten Meister, sondern auch durch die eine ihrer
schönsten Schöpfungen vertreten. Die abstraktere,
verzweigte Kunst des Sinfonisten Pflüger schien
dem Stockholmer Publikum etwas schwerer zugäng-
lich, während die wirsprüchlichste opera buffa unserer Tage
wollte sich ihrer wieder einmal entfalten“) einem
verliebenden Volk wie den Schweden unmittelbar
nahe und wieder durchsichtig.

Die Zufallsergebnisse des Stockholmer Repertoires
die Auswahl waren die französischen Werke:
von Fauré-Jughelebrecht und W i l h a u d
s. „Verdammnis“ von Werklöz in jenseitiger
sbe.
allergrößtem Interesse aber war die Begegnung
mit „Z a n d o n a i s“, „Kavalieren von Gedy“. Die
Begegnung des italienischen Wertes stellte mit das bedeut-
miserische Ereignis dieser Musikwoche dar. Die
lebensde Oper ist in sich selbst ein Wagnis. In
Hinficht: als dramatisierende Vertonung von
Sofocles und als Spiegelung der spezifisch skandi-
navorischen Atmosphäre mit den Mitteln der italienischen
nach beiden Richtungen hat Zandonais schöpferische
im Siez davongetragen. Der prächtige Aufbau
der Akte, die ausdrucksvolle Dramatik von Gesang
die weiter zerstreuen alle Bedenken, die sich gegen die
wertung des Götta-Berling-Stoffes richten könnten.
den zentralen Skulpturalität der Menschen und dem un-
nennlichen Wertes mit dem Schicksale zwischen Wirklich-
keit und Unerwartetheit hat der Komponist eine Sprache von
einer Leidenschaft verliehen, die in nichts das Italie-
leugnet und dennoch die Phantasie des Nordens
dringend bringt. Selbst in den schwächeren Ma-
no die Wasagötter mehr zu Süccinct hinneigt.
der Schmelz der Musik nie ins Süccinct ab, bleibt
der darstellerische Gehalts. Nach der wirkungs-
stärklichste unter Nils G r e v i l l i u s' Traß be-
einer Führung mit der modernen Darstellungs-

einem im besten Kammerstil gearbeiteten, empfindungs-
vollen Streichquartett von Wilhelm Klenz und mit einem
mußnietfrohen, doch alzu weichschwieligen Klavierquartett
von Cäron Kornauth nur eines stimmungsmäßig
Geschicht. Polen war mit einer langfeinen Cellofonate
von Ludomir v. Kosycki, Ungarn mit einem ins Klade-
mische ausartenden Streichquartett von Leo Weiner ver-
treten, die Schweiz durch kultivierte Lieder älteren Datums
von Volkmar Andreae.

Respektierende Stimmungskraft eines späteren Im-
pressionismus vermittelte ein „Lyrical Interlude“ für
Violine, Bratsche, Flöte, Oboe und Klarinette des Enghäber
Henry Bedford. Sein Landsmann Arthur Wisk, ein wenig
moderner gerichtet, schreibt ein wirksames Orchesterstück,
„Strobuktion und Allegro“, das seine Effekte aus rhythmisch
stimmiger harmonischer Würze bezieht. Die motorisch frisch
zuwachsende „Aufforderung“ für Orchester von Franz Josef
Wiska (Tschechoslowakei) gelangt nicht zu künstlerischer Ge-
schlossenheit, während die sonfonischen Dichtungen „Stads-
park“ von Arthur Meulenmans (Belgien) und „A mi tierra“
von Barrolome Pérez-Cafas (Spanien) an der Grenze
einer ins Impressionistische gehobenen Unterhaltungs-
musik bleiben.

Mit am Charaktervollsten und am jüngsten zugleich
gaben sich zwei jugoslawische Klavierstücke: „Sedam Bal-
kanski Igara“ von Marito Lajcevic, vier Sätze von rhythmisch
mischen Lebens und Phantasieerfüllter melodischer Eigen-
kraft; sehr einfach in den Mitteln und schlagend im Aus-

dem Barke-Quartett sei vor allem der begabte junge
Pianist Sven Brandel hervorgehoben.
Überblickt man das Dargebotene des Stockholmer
Musikfestes insgesamt, so bleibt auch diesmal — wie schon
in Hamburg — geröh noch Wünsche offen. Aber der
S t ä n d i g e K a t hat bereits selbst die im Rahmen seiner
Bestrebungen entscheidende Richtschnur aufgewiesen: die
Auswahl bereits anerkannter, für das Schaffen der be-
treffenden Nationen bezeichnender Werte ohne Ansehen
ihrer künstlerischen Haltung! ★

Das Stockholmer Musikfest, um dessen muster-gültige
Organisation sich der schwedische Delegierte und General-
sekretär des Ständigen Rates, der Komponist Kurt A t t e r
b e r g, verdient machte, hat zu einer Reihe nicht un-
wichtigere Beschlüsse geführt. Neben der Bereitschaft zur
künftigen Zusammenarbeit mit gleichartigen Organisationen
darf vor allem die Veranstaltung von Konzerten in u e r
h a l b der Musikfeste für den internationalen Austausch
förderlich sein. Die Kurverwaltungen von Wschy und
Wiesbaden haben bereits zwei ihrer Konzerte dem Stän-
digen Rat zur Verfügung gestellt, Karlsbad räumt ihm
dabei vier bis fünf ein. Jedes dieser Konzerte wird dem
Schaffen eines Landes gedient sein. Ferner wurde
beschlossen, bei einer Reihe von Staaten auf die Ein-
führung der fünfzigjährigen Schutzfrist hinzuwirken und
für den erweiterten Schutz der geistigen Urheberrechte
(droit moral) einzutreten. Oboussier

Der Malerdichter der Tierischeke zur 20. Wiederkehr des Todestages von Franz Marc

Von Lothar Erdmann

„Es kann mir gar nichts geschehen, als was mir
schon muß“ — in diesem ruhigen Wort, mit dem
Franz Marc in einem Brief aus dem Felde liebende Sorge
um sein Schicksal beschwichtigte, ist mehr enthalten als ein
trüber Fatalismus, der auch dem sinnlosen Zufall recht
gibt. Es verbirgt sich in ihm ein Glaube an den Sinn des
Lebens, der auch den eigenen Tod, in welcher Gestalt und
zu welcher Stunde er an ihn herantreten möchte, nicht als
Widerpruch zu diesem Sinn empfindet, sondern als seine
Erfüllung. Angst oder Unruhe vor dem Tode war ihm
fremd, der Tod hatte „nichts Schreckhaftes“ für ihn, er war
für ihn nicht eine lebensfeindliche Gottheit, die „alles“
nimmt, „Wer nach Weidest und Erkenntnis strebt, dem
kommt der Tod immer als Erlöser“. Er ist das allen Ge-
meinliche, die Heimkehr in „das normale Sein“.

Diese Haltung gegenüber Leben und Tod war nicht der
Ausdruck einer Lebensmüdigkeit noch des Gefühl, die
ganze Bahn seiner Kraft abgeschrieben zu haben. Franz
Marc kannte die Wehmut, fühlte die Bitterkeit, „ein half-
fertiges Werk“ zu hinterlassen. Seiner Vollendung galt
sein ganzes Denken. Auch der Krieg unterbrach diese los-
lose, auf weitere Sicht gestellte innere Arbeit keinen Augen-
blick, er steigerte ihre Intensität, weil er ihn young, gleich-
zeitig in zwei Sphären zu leben, der schlichten, fast alle
seine jähbaren Stunden in Anspruch nehmenden Tätig-
keit des Soldaten, der seiner Verantwortung aus dem Weg
geht und sich keine Pflicht kennt, und jener anderen, aus
den tiefsten Grüden seiner Natur strömenden Arbeit, die
sich gleichsam schon in der Zukunft vollzog: die geistige,
die philosophische Vorbereitung auf die „reine Kunst, die für
diesen Schüler Platons unter den Mätern in einem eigen-
tümlich strengen, hinter die Dinge greifenden Sinn, Dienst
an der Wahrheit war. Man kann den Weg seines künst-
lerischen Strebens, das ihn instinktiv „von dem Lebens-
gefühl für den Menschen zu dem Gefühl für das Un-
menschliche, den „reinen Kern“ weleitete“ und ihn unerlich
weiterführte zum Abstrakten, zum „zweiten Gesicht“,
zum „weltbildnerischen reinen Ausdruck“, nicht verstehen, ohne
sich den geradezu platonischen Impuls zu vergegen-
wärtigen, eine Form für die Wirklichkeit hinter der Wirk-
lichkeit, eine bildhafte Anschauung für das scheinbar nicht
mehr Anschauliche zu finden. Es war der Weg von der
Welt, „Anschauung“ zur Welt, „durchschauung“. „Statt
den Schein zur Form zu gestalten, wird die Kunst jetzt die reine
Erkenntnis Form werden lassen. Der uralte Glaube an die
Farbe wird durch die Entfäulung und Überwindung
des Stoffes an ethatischer Gut und Jungheit zunehmen
wie einst der Gottesglaube durch die Verneinung der
Götzenbilder. Die Farbe wird, vom Stofflichen erlöst, ein
immanenten Leben führen nach unserem Willen.“

Diese Gedanken kamen dem Dichter der Tierischeke,
dem Leben und Sterben der Kreatur im Leben wie in der
Kunst so veriant war als Sprache er ihre Sprache, nicht in
seinem Metler noch an seinem Schreibisch, „sondern im
Sattel und unter dem Döhnen der Geschähe: gerade diese
dröhnende Wirklichkeit rtk die erregten Gedanken aus der
gewohnten Bahn der traulichen Sinneserlebnisse in ein
fremdes Dahinter, in eine höhere geistige Mächlichkeit als
diese unmittelbare Gegenwart“. Wenn er im Gedanken an
den Tod ohne Klage und doch mit einer tiefen Trauer aus-
spricht: „In meinen ungemalten Bildern fleckt mein ganzer
Lebenswille“, wenn er in Worten, die zu Visionen der
Sehnsucht werden, Bildträume skizziert, die nach Erfüllung

in einem Kausch von Farben düssen, so vermag dieser in
allem Stolz seiner aristokratischen Seele demütige Mensch,
das auch in seinem vollendeten Werk sein Lebenswille er-
greifend Ausdruck gefunden hatte, ja daß von Bild zu
Bild sichtbar wurde, in welcher Richtung es ihn fort-
drängte von „jedem sentimentalen oder materialistischen
Naturalismus“, zu einer Malerei, der „das Abstrakte
wieder als das natürliche Leben, als das primäre, intuitive
Bild“ erscheint.
Dies ist sein Weg, der ihn von den realistischen Bildern
der Frühzeit über seine Tierlegenden zu den ins Menschliche
aufsteigenden Werken wie den „Tierischeken“ und dem
„Turn der blauen Pferde“ führt und, über sie hinaus, in
Bereiche, die einer anderen Welt anzugehören scheinen, die
schon die unsere und doch noch nicht die unseren Augen
gefäßig ist: die Bereiche der „heiteren Formen“, der
Zeichnungen, die seiner träumenden Phantasie im Felde
geschenkt wurden. Es war etwas von Parzival in diesem
Zürner, auch seine Fahrt zum Gral erscheint dem nicht-
trüben Auge, dem das zweite Gesicht fehlt, als eine Kette
von Umwegen. Es kümmerte ihn nicht: er rettet seinen
Weg der Linderung, er hält inne und verliert in Sinmen,
wo ein anderer seinen Grund zum Verweilen fände. Es
treibt ihn auf unbekanntem Wegen fort, wo ein alltäglicher
Meister zum nächstbesten Ziele traben würde. Aber
während Parzival in Schwelmen verfallt über dem, was
seine Augen in seinen Bannkreis zieht, vermag dieser
Zürner, als führe seine Hand schon den Stiff, von seinen
Visionen zu reden: „Ich hab meine Sinne fest, daß sie
nicht hören noch sehen noch tasten konnten. Nur mein Geist
verkehrt mit den Dingen, die ihm alle ihre fremden Ge-
heimnisse zeigen. Ich war von stektamen Formen untreuf
und ich sehmte, was ich sah; harte anseilige Formen,
schwarze, stahlblau und grüne, die gegeneinander polterten,
das mein Herz vor Weh schrie, dem ich sah, wie alle
umens war und sich im Schmerz fürte. Meine aus-
schwärmende Phantasie sah ein anderes Bild: die Formen
schwangen sich in tausend Wänden zurück in die Tiefe. Die
Farben schlugen an die Wände, tafelten sich an ihnen ent-
lang und erschauanden in die allerersten Tiefe.“

In diesen Träumen ritt der bestische Maler Franz
Marc durch die Wälder und Felder der Southingens und über
die Hügel Frankreichs. Gedanken an seine Kunst bewegten
sein Herz, während er mit der wunderbaren Spannkraft,
die der Krieg bedeutenden Naturen verlieh, in zwei Reichen
auf einmal zu Hause zu sein, nur seinen Soldaten, seinen
Pferden und Geschützen zu gehören schien. Er glaubte „an
einen über dem Willen der Nationen stehenden Schicksals-
trieb in diesem ungeheuerlichen Kriege“, er erlebte ihn,
wie er die Natur erlebte, und wandte sich schroff gegen alle,
die seinen ermlen, unerbtlichen Sinn begraben wollten. „Man
muß seine Gedanken nicht gegen den Krieg richten, sondern
gegen sich, und sofort damit anfangen. . . Im Menschen-
gedanken muß man mit der Arbeit etziehen, nicht an der
Politik“. Diese Kraft, sich mit leidenschaftlicher Konzen-
tration an die Bereiche zu halten, in denen er schaffen und
wirken konnte, war der starke Fels, auf den sich seine Be-
reitschaft zu jedem Schicksal gründete.

Als er am 4. März 1916, vor zwanzig Jahren, in
Frankreich fiel, traf das felndliche Geschök ein furcht-
entwöhntes Herz, das den Tod als „Zerföruung“ überhaupt
nicht anerkannte: „Das Schicksal ist Herr über unseren
Leib, nicht der Krieg“. Er aber glaubte an die Unsterblich-
keit des Geistes.

Athen am Rande

Von unserem Berliner-Kollegen

b. Athen, 3. 3.
Immer, wenn ich nach Athen komme, steigt ich
in einem der ersten schönen Vormittage auf den Akropolis.
Wenn wir die Stadt so von der Höhe mit einem weit um-
fassenden Blick in uns aufkommen haben, verstehen wir
erst ihren vielfältigen Charakter. Athen ist Sammlung
des klassischen Hellas und Ausdruck des modernen Griechen-
lands von heute zugleich. Am Rande aber erhält sich ein
hünes Volkstümchen, das zugleich die Ueberlieferung mit
dem Gegenwärtigen verbindet.

In die einfachen und ärmeren Außengebiete liegt
der bazarartige Stadteil der Händler und Handwerker.
Es ist erstaunlich, wie viel Industriele: Nicht hier sell-
abotolen wird und Käufer findet. Man hat gar nicht ge-

benen am Stabrand. Ueber sie schwebt jeden Abend und an
jedem Abend zu jeder Stunde ein neuer Hauber. Es ist
nicht nur das Essen, die herrlichen Langusen, die kleinen
Zitronische, geröhnt und mit Zitronensaft übertränkt,
es ist auch nicht nur der Wein, der Mezina, aberzart und
in den einfachsten Maßgefäßen ausgeschenkt, es ist ein be-
sonderer Sauch Griechenland, der sich über die ganze
Landchaft legt, die Menschen erfahrt und in den nächsten
Knepfen ein hünes und köstliches Leben entfacht, oft sogar
die Gäste mit dem Wirt tanzen läßt. Letzterer ist Meister
im Scherzredn, und selbst die Kellner werden mit in
den Strudel gezogen. Die Frau spielt dabei nur selten
eine Rolle, hier ist sie zur Passivität verbannt.

Im Sommer bringt es das Klima des Landes mit
sich, daß die Menschen erst am Abend erwachen, und was
man im Sommer getibt, hat man auch für den Winter ge-
lernt. Und den haben wir jetzt. Nach dem fast hoch-
sonmerlichen Januar gab es Anfang Februar fast aus-
beitemer Himmel, nur über den Naros stand eine rauhe

aller Grinne
vorlegung h
flanziert vor
in den Hö
seinen freie
damals — r
Nigab sein
damals, daß
an besten g
ernflich ge
begreifen wi
hätte.

Es ist a
fassung des
geben, oder
seines Lebe
ungefähre
guter Klime
bedarf nicht
daß es in b
der nicht vo
Kunst aus
Die eig
Kraus ist i
Konstitution
Was der Pa
war der An
Die weifent
Fäden sin
erreichten
allgemeine
formte er se
„Tiefenperlo
scheidung, a
und von ih
Wästel zu M
und was an
Elektronies
lichen Dendr
jachte, einer
Antagonism
Strömung u
Friedrich
auf die er i
weife erio,
folgen, die f

In der S
Entföbr u
Fern und b
Friedrich. M
8 Uhr.

Im Sto
mit Grünöde
Angberg Gen
Berne. Auf
Sonnabend in

Im Sta
Straße 70/71
Höföng Soc
Hilte Beisner
8 Uhr:

Im Des
Fliea Sta
Maider, Ra
Edward Rand
Luze. Anfang

Deutsö
Ober von Wk
Wiltzenbe: B
Waltentin Gall
Haus Florlan.
Anfang

Museen
8—16 Uhr: M
8 Uhr: M
8 Uhr: M
9—15 Uhr: M
8 Uhr: M
9—15 Uhr: M
9—15 Uhr: M
10—16 Uhr: M
10—15 Uhr: M
10—15 Uhr: M
10—15 Uhr: M
17—21 Uhr: M